

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Sattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Sattingen.

Anzeigengebühr: 12 1/2 Pfg. die 1 spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ bei der Münch. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Münchener Lebensversicherung-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Löhne und Leistungen im Ruhrkohlenrevier.

Die am Dienstag dieser Woche im Reichsanzeiger veröffentlichte Nachweisung der Bergarbeiterlöhne im 4. Vierteljahr 1907 zeigt, daß schon in den letzten Monaten des verfloßenen Jahres die Löhne nicht mehr in der stetigen raschen Art in die Höhe gingen, wie in den vorhergehenden Vierteljahre. Inzwischen hat durch die anhaltende Flaute in den wirtschaftlichen Verhältnissen die seit zwei Jahren anhaltend stark steigende Linie der Bergarbeiterlöhne eine andere Führung bekommen; in den ersten Monaten des laufenden Jahres führt die Linie wagrecht, die Löhne steigen nicht mehr, und da und dort scheint die Linie langsam nach unten zu führen, mit einem Sinken der Löhne für die einzelne Schicht wird man sich recht bald vertraut machen müssen. Der Gesamtlohn der Bergarbeiter hat an sich bereits auf einigen Zehen eine Einbuße erfahren durch Feuerschichten, die wegen Mangels an Absatz eingelegt werden mußten. Sind aber erst einmal wieder die Vorräte genügend aufgefüllt und hält dann noch die jetzige wirtschaftliche Lage weiter an, dann werden der Feuerschichten sicher noch mehr werden. Damit gehen aber nach den bisherigen Erfahrungen Hand in Hand Arbeiterentlassungen und Lohnermäßigungen. Bei dem Umschlag der wirtschaftlichen Verhältnisse läßt sich jetzt auch die Höhe der Leistung im Ruhrkohlenbergbau in der hinter uns liegenden Hochkonjunktur feststellen. Im Oberbergamtsbezirk Dortmund stieg die Förderung auf 80,1 Millionen Tonnen Steinkohlen im Jahre 1907. Zwei Jahre vorher, im Jahre 1905, waren nur 65,3 Millionen Tonnen Steinkohlen gefördert worden. An Rots wurden im Jahre 1907 in demselben Bezirk 15,8 Millionen Tonnen erzeugt gegen 11,4 Millionen Tonnen im Jahre 1905. Entsprechend diesen Förder- und Erzeugungsmengen war auch das Anwachsen der Zahl der Belegschaft nach dem letzten amtlichen Ausweis zählte in den letzten Monaten 1907 die Belegschaft im Oberbergamtsbezirk Dortmund rund 309 000 Mann; rechnet man dazu die wirtschaftlich in diesen Bezirk einzureisende Belegschaft der Zeche Rheinpreußen mit mehr als 9000 Mann, so war im Ruhrkohlenbezirk auf dem Höhepunkt der letzten Hochkonjunktur in der Bergbauindustrie eine Gesamtbelegschaft von rund 320 000 Mann gegen rund 270 000 Mann im Jahre 1905 vorhanden. An reinen Löhnen wurden an die Arbeiter gezahlt 1905: 307,7 Millionen, 1906: 378,8 Millionen und 1907: 459,4 Millionen Mark. In diese Lohnsummen sind die Bezüge der Aufseher und der festbesoldeten Beamten nicht eingerechnet. Dasselbe Bild des Anwachsens zu einer bisher noch nie erreichten Höhe finden wir auch bei dem Lohn für die ein-

zelne Schicht. Nach den jetzigen und früheren Nachweisungen des Reichsanzeigers betrug der Verdienst für einen Arbeiter und eine Schicht im Ruhrkohlenbergbau für die

	unterirdisch belegschaft eigentlichen Berg- arbeiter	sonstigen belegschaft eigentlichen Arbeiter	erwachsenen männlichen Tages- arbeiter	Gesamt belegschaft
im ganzen Jahr 1900	5,16 M.	3,38 M.	3,32 M.	4,18 M.
„ „ 1905	4,84 „	3,40 „	3,42 „	4,08 „
„ „ 1906	5,29 „	3,64 „	3,61 „	4,37 „
im 2. Vierteljahr 1907	5,90 „	3,99 „	3,86 „	4,81 „
„ 3. „ 1907	6,09 „	4,09 „	3,90 „	4,94 „
„ 4. „ 1907	6,14 „	4,15 „	3,96 „	4,94 „
im 4. Vierteljahr 1907	+ 19% „	+ 23,5% „	+ 19,3% „	+ 19,4% „
gegen ganz Jahr 1900	+ 26,9% „	+ 22% „	+ 15,8% „	+ 23,8% „
im 4. Vierteljahr 1907				
gegen ganz Jahr 1905				

Die Löhne der eigentlichen Bergarbeiter, der Sauer, sind gegenüber der letzten Hochkonjunktur, dem Jahre 1900, diesmal um rund 1 M. höher geworden, und in den beiden letzten Jahren sind die Löhne dieser Bergarbeiter, die etwas mehr als die Hälfte der Gesamtbelegschaft ausmachen, um rund 27 Prozent gestiegen. Die großen Gesellschaften zahlen im Durchschnitt auch die höchsten Löhne. Im Durchschnitt des ganzen Jahres betrug 1907 der reine Lohn für 1 Arbeiter und 1 Schicht 4,87 M., gegen 4,37 M. im Vorjahre; auch die jugendlichen Arbeiter, die zwischen 1,20 und 1,40 M. verdienen, sind bei diesem Durchschnittslohn mit eingerechnet. Die Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft zahlte dagegen an reinem Lohn für 1 Mann und 1 Schicht im letzten Jahre 5,09 M. (4,60 M. im Vorjahre), und die Bergwerksgesellschaft Sibiria sogar 5,15 Mark (4,67 M. im Vorjahre). Was die anderen Bergbaubetriebe Preußens betrifft, so sei hier nur erwähnt, daß auch in den Staatswerken im Saarrevier im letzten Viertel 1907 die Löhne noch gestiegen sind, im Durchschnitt von 4,02 auf 4,07 M. Im Ruhrrevier dagegen ist ein, wenn auch nur sehr geringes Sinken der Löhne bemerkbar, von 4,70 auf 4,69 M. Der heutige Reichsanzeiger bringt noch eine zweite Nachweisung, nämlich für das ganze Jahr 1907. Danach treffen im Oberbergamtsbezirk Dortmund (Ruhrrevier), im Bezirk Saarbrücken (Rheinland) und im Bezirk Aachen (Wurmrevier) auf je einen Arbeiter durchschnittlich

	Ruhrrevier		Saarrevier		Wurmrevier	
	1906	1907	1906	1907	1906	1907
Schichten	321	321	296	295	307	314
Schichtlohn	4,87 M.	4,87 M.	3,88 M.	4,02 M.	4,41 M.	4,64 M.
Jahreslohn	1402 M.	1562 M.	1146 M.	1185 M.	1354 M.	1445 M.

Dabei handelt es sich um Löhne, bei denen alle Gefälle, wie Knappschaftskasse, Invalidenversicherung, schon in Abzug gebracht sind; auch sind bei diesen Durchschnittslöhnen alle jugendlichen Arbeiter mit eingerechnet. Bei den eigentlichen

Dabei handelt es sich um Löhne, bei denen alle Gefälle, wie Knappschichtstasse, Invalidenversicherung, schon in Abzug gebracht sind; auch sind bei diesen Durchschnittslöhnen alle jugendlichen Arbeiter mit eingerechnet. Bei den eigentlichen

Bergarbeitern, den Sauern, haben sich im Jahre 1907 ganz hohe Jahreslöhne ergeben; in den nördlichen Revieren des Ruhrkohlenbezirks war der reine Jahreslohn für die meisten Sauer durchschnittlich 2000 M. und darüber. Betrachtet man aber die heutige Lage des Kohlenmarktes, so darf man wohl sagen, die Zeiten dieser hohen Verdienste sind für die Bergarbeiter zu Ende; die amtlichen Nachweisungen für die Viertel des laufenden Jahres werden ganz andere Bilder zeigen wie in den beiden letzten Jahren.

Wie siehts aus in der Welt?

Unser Kaiserpaar weiß augenblicklich in Venedig. Von hier geht es auf der Nacht „Hohensollern“ nach der Insel Korfu. Die Reise wird ausschließlich der Erholung gewidmet sein und gilt in erster Linie dem Besuche und dem Aufenthalt in dem Schlosse Achilleion auf der Insel Korfu, das der Kaiser aus der Erbschaft der Kaiserin Elisabeth von Österreich erstanden hat. Den Aufstich wird die Reise durch eine Begegnung mit dem Könige Viktor Emanuel 3. in Venedig, ihren Schlußpunkt durch den Besuch des Kaisers Franz Josef in Wien erhalten. Es würde auffallen, wenn der deutsche Kaiser seine Verbündeten, deren Länder er berührt, nicht persönlich begrüßte und herzliche Versicherungen der Freundschaft mit ihnen erneuerte. Sollte sich die Begegnung mit dem Kaiser Franz Josef durch die Anwesenheit mehrerer deutscher Bundesfürsten noch feierlicher und bedeutungsvoller gestalten, so fände dies in dem Jubiläum seiner sechzigjährigen Regierung, seine natürliche Erklärung. Abgesehen von dem politischen Anfang und Ende der Kaiserreise aber wird sie jedes politischen Begegnungs und Interesses entbehren, wenigstens nach der Absicht des hohen Reisenden. Aber freilich, wer kann den Gerüchten und Vermutungen, den Möglichkeiten und Ueberlegungen wehren, die sich nun einmal an alle Handlungen und Reden Kaiser Wilhelms 2. knüpfen. Er beschäftigt eben wie kein anderer europäischer Fürst die Phantasie der Menschen und hat in dieser Beziehung nur in dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Theodore Roosevelt einen ebenbürtigen Konkurrenten. Im Spätherbst des vergangenen Jahres ist es ihm gelungen, drei Wochen lang in High Cliff, Cettile das idyllisch beschauliche Leben eines englischen Landbesitzers zu führen und der Presse keine Gelegenheit zu der kleinsten Anekdote zu geben. Zu Gunsten seiner Erholung und Kräftigung wünscht man ihm jetzt eine gleiche Ruhe und Gleichmäßigkeit des Daseins im Achilleion auf Korfu. Nur wird die Sache hier schwieriger sein als an der friedlichen Südküste Englands, da das vulkanische Land der Balkanhalbinsel zu nahe liegt und griechische und türkische Besuche und Begleitungen ihm nicht erspart bleiben können.

Dem Reichs-Invalidenfonds bringt man ein gesteigertes Interesse entgegen, als es nicht mehr lange dauern wird, bis er aufgebracht sein wird. Die Gründe dafür sind bekannt. Man hat auf ihn Ausgaben abgewälzt, die bei seiner Errichtung nicht vorgesehen waren. Und wenigleich auch ein Sanierungsversuch dadurch gemacht worden ist, daß die Ausgaben für die Veteranenbeihilfe auf den ordentlichen Reichshaushaltsetat übernommen wurden, so hat dieser Versuch doch nur die Aufzehrung des Fonds etwas verzögern können.

An der Nordsee.

Erzählung von Dietrich Theden.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Die Woche bis zum nächsten Sonntag kam Odo Stür merkwürdig lang vor, um so mehr, als er sich einsamer fühlte denn je. Ein schüchterner Versuch, mit dem Vater über den Sonntag bei Tofohr zu plaudern, wurde von dem Alten kühl abgelehnt. „Hast Du die Quittung?“ fragte Sven. „Schön. Das übrige schließe bei Dir ein.“ Auch Karen zeigte sich wenig zugänglich. Sie wich ihm in den ersten Tagen aus und trug dann bei einer abendlichen Zwiesprache eine Abweisung zur Schau, die ihn erbitterte. „Seh' ein Gesicht auf, wie Du willst“, sagte er gereizt, „aber grade sollst Du's hören, daß der vom Hoyerhof ein Mann ist, der was wert ist. A bah! Dein wegwerfendes Nasenrumpfen! Ach, das imponiert mir gar nicht. Der ist nicht so voll von Ungerechtigkeit wie Du, der ist besser als Du. Was ist überhaupt aus Dir geworden! Bist Du denn noch dieselbe Karen, die Du mal warst, als Du noch nicht so groß, aber so viel lieber warst? Ja, zum Henker, woher nimmst Du denn bloß all das Gift gerade gegen den, der Dir doch am wenigsten zu nahe getreten ist? Hast Du denn keine Augen mehr im Kopf, daß Du dem nicht den Wert ansehen kannst?“ „Ich bedanke mich vor dem —“ warf sie hitzig hin. „Ja, wird er aber eben so machen, was Du angeht! Meinst, der find't nicht hundert andere? Meinst, die sind alle so blind wie Du? Bild' Dir bloß keine

Schwachheit ein, Schwester Karen Stür, der läuft Dir nicht nach —“

Sie fuhr heftig auf. „Verlang ich das? Will ich das? Der mich freien? Du bist wohl nicht —! Ich selbst wähle mir meinen Mann — aber den ganz gewiß nicht!“

„Bravo!“ lobte er ironisch. „Aber was wahr ist: hat der ein Glück! Ist geborgen vor Dir. Kann sich eine liebere suchen. Hat der ein Glück! Da ist die kleine, feine Wiebke Frederiksen —“

Er lachte und wußte selbst nicht, wie er gerade auf den Namen gekommen war.

„War die auch da?“ kam es fragend über Karens Lippen.

Sein eigener Gedanke bereitete ihm Unbehagen, und er suchte rasch darüber hinweg zu gleiten.

„Nein. Aber die Schwester, ist die eine Frau geworden... Ah, wer so eine finden könnte. Du magst natürlich die auch nicht — Dir bist Du nur selber gut, Du bist eine — Ausgesuchte. Ja, ja, so bleib' nur bei.“

Sie schaute nicht zu ihm auf, sondern bückte sich tiefer auf ihre Handarbeit.

„Hast Du Wiebke gesehen?“ fragte sie.

Odo wunderte sich, daß sie auf die Altersgenossin zurückkam und daß so ein Liebesbekenntnis in ihrer Frage klang, den er sich nicht erklären konnte, den er aber doch bestimmt vernommen zu haben glaubte.

„Warum?“ forschte sie. „Interessiert Dich wenigstens das? Nein. Ich bin ihr, noch nicht begegnet. Aber wenn sie wie die Schwester ist — ist sie das vielleicht?“

„Ich — weiß nicht. Du kannst ja hinübergehen —“

„Kommt sie nach der Kirche?“

„Ja; einmal sie, einmal ihre Schwägerin —“

„Also ist ihr Bruder Jens verheiratet? Schon lange?“

„Ein gutes Jahr. Er hat eine von den Hettesen aus Deezbüll.“

„So, von den. Was sich doch alles verändert hat in den paar Jahren! Selbstverständlich, schreiben konntest Du mir das nicht — sind ja nicht von Deiner Seite; die Hettesen erst gar nicht. Was ich überhaupt schon von Dir erfahren habe, in der Zeit — wie 'n Fremder komm' ich mir vor. Na, ist gut... Aber Sonntag geh' ich auch hin.“

„Wohin?“

„Zur Kirche.“

„Am —?“

Sie brach ab.

„Bist Du's nicht?“ fragte er scharf.

„Willst Du Wiebke sehen?“ preßte sie hervor.

„Kann sein. Gehst Du was an?“

„Odo, sei nicht häßlich zu mir,“ bat sie verändert.

„Wiebke — ist sehr lieb geworden.“

„So, so! Na, wenn Du das zugibst —“

„Gute Nacht, Odo.“

Er sah ihr verwundert nach.

„Daraus werde nun einer klug,“ murmelte er kopfschüttelnd. „Mal so, mal anders. Verrückt, einfach verrückt.“

Das Tauwetter hatte sich nicht bloß angekündigt, sondern war auch eingetreten, und seit Tagen ging ein dichter Landregen über die friesischen Marsch nieder. Erst am Sonntag stahl sich wieder ein bisschen Sonne durch das fliegende Gewölk, ein freundlicher Gruß für die gepuhten Kirchgänger. Aber der Boden war aufgeweicht, und wer geradezu über die Felder wollte, mußte die üblichen Holzschuhe anlegen, die eine breitere Sohlenfläche

nen. Er wird trotzdem nicht so lange vorhalten, als Inva-

Der Reichstag setzte am Donnerstag vor, Woche die Kolonialdebatte fort. Bei der langen Rede des Abg. Er-

Mit einer nie gekannten Einmütigkeit stellte sich die ganze deutsche und mit ihr die tonangebende Presse des

Der reichsdeutsche Privatmann Arnold Holz er-

In den deutschen Kolonien herrscht leider noch immer nicht allenthalben die gewünschte Ruhe. Die Maßnahmen

Die Franzosen geben jetzt selbst zu, daß ihre zahl-

Obwohl die Welt seit langem daran gewöhnt ist, daß von Zeit zu Zeit sich in Süd- und Mittelamerika und besonders

Bismarck in den Märztagen 1848.

In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ erzählt Fürst Bismarck über sein Verhalten in den Märztagen 1848:

„Die erste Kunde von den Ereignissen des 18. und 19. März 1848 erhielt ich im Hause meines Gutsnach-

Am 20. meldeten mir die Bauern in Schönhäusern, es seien Abgesandte aus dem dreiviertel Meilen entfer-

Dann fuhr ich mit meiner Frau auf umliegende Dörfer und fand die Bauern eifrig bereit, dem Könige nach

Bismarck erzählt weiter, daß nur sein nächster Guts-

„Im „Deutschen Hause“ traf ich den General von Mollendorf, noch steif von den Mißhandlungen, die er

Prittwitz, der älter als ich war und ruhiger urteilte, sagte: „Schiden Sie uns keine Bauern, wir brauchen sie

müssen, ihn zurückzuschlagen.“ „So holen Sie den Kö-

Bei dieser Lage der Dinge kam Bismarck auf den Gedanken, den Befehl zum Handeln, der von dem un-

„Ueberbringer, mir wohlbelannt, hat den Auftrag, sich bei Sr. Majestät meinem Allergnädigsten Bruder per-

Potsdam, 21. März 1848, 1 Uhr nachm.

Bismarck fuhr nach Berlin. Er gelangte aber nicht zum König, da ihn die das Schloß bewachende Bürger-

„Möllendorf fiel mir in Tränen und von Wund-

Wangel, der Befehlshaber des 2. Armeekorps, ließ sagen: „Was Prittwitz tut, tue auch ich.“ Bei General

„Du, Deine Schwester — ist die nicht sonderbar zu Behrend?“ fragte Wiebke in einer Abdämpfung ihrer

Dem jungen Stürhofer hatte es einen Stein von der Seele genommen, daß Behrend ihn mit Wiebke allein

„Laf sie,“ entgegnete er nur obenhin. „Die — muß sich aus sich selbst heraus umwaschen,“ fügte er

Behrend gestellte sich wieder zu ihnen. Seine Mienen waren angespannt, seine Augen blühten. Aber auch in

„Adien, kleine Wiebke,“ sagte er liebenswürdig. „Und bringe den Bruder Jens mit — und nicht zu spät kom-

boten und nicht so tief in den Aderflamm einranken. Odo und Karen stürzten den mehr selten Deich-

Die kleine, vermittelte, altersgraue Kirche war schon dicht besetzt, als Martin Behrend als einer der letzten

Behrend sah befriedigt einen Platz neben Odo Stür frei und ließ sich darauf nieder. Dicht vor sich bemerkte

Die kleine Orgel spielte, und die Gemeinde sang den Choral mit. Odo Stür hielt die Hände auf dem

Er hielt den Kopf geneigt, aber unter den Lidern lebte das Auge und hing wie gebannt an dem blonden

Wie aus einem Schlafe wachte er auf, als abermals

die Orgel eingeseht hatte, mit einem brausenenden Afford abritt und dann die Menschen um ihn sich erhoben. Me-

Behrend winkte ihm zu, und zögernd näherte er sich. „Da ist eine Vorstellung doch wohl nicht nötig?“

„Odo!“ rief das Mädchen überrascht. „Das bist — so bist Du geworden?“ Sie lachte über das ganze

„Ja, ja!“ stieß er hervor und schämte sich seiner Befangenheit.

„Seht nachmittag — bin ich bei Behrend —“ „Das ist fein!“ erwiderte sie heiter. „Ich hab’s

„Ja? Da wirds noch mal so schön...“ „Wirklich. Ich freu’ mich auch, Odo.“

Das Strahlen ihrer warmen, freudigen Blauaugen glitt auf Karen hinüber, die etwas seitwärts in ihrer

Oberpräsident

In Schönhäusern fuhr er in Gefährt des Herrschers

Wäre Bismarck nicht bis zum Herrschaft gefahren, nicht erschütter

Dank.

Ein

Der dem

der

50, die

Truppentranspo

haben, den

stell

drastisches Bild

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

nen

holen Sie den Kö-
keine große Schwie-
Berlin zu nehmen.
hat, die Rolle des
kann ich nicht an-

Bismard auf den
der von dem un-
von einer anderen
Prinzen von Preu-
Großen, und be-
fand er nur die
Kaiserin. Sie war
d weigerte sich, ihm
befand sich auf der
Friedrich Karl,
e der Gedanke, den
zu befreien, sehr zu;
zuführen. Sein Ba-
Stadtschlösse be-
geben. Er gab
Brief mit:

hat den Auftrag,
digen Bruder per-
zu erkundigen und
Gründe ich seit 36
Anfragen, ob ich
antwort bekam.

g von Preußen.“
gelangte aber nicht
wachende Bürger-
rieb er einen Brief
oguslaw Radzwill
n, die Revolution
e, und der König
verlasse. Friedrich
lechem Papier in
t, hat ihn aber als
nahme, das er da-
Bismard durchwan-
tigte die Spuren
nicht, bis auf den
Grad und brei-
henjunge rief ihm
Revolutionseiden
als sehr zahlrei-
ante, die ihn trotz
warnten ihn:
n?“ und „Reisen
Da ihm keine Bot-
h Potsdam zurück.
teralen von Mül-
rief: „Was sol-
den offenstenen-
griff. Er erzählt

und von Munda-
„Wenn Sie uns
t“, erwiderte ich,
kann Ihnen denn
n und der König
die mir Gewißheit
itgehen werden?
noch Zwi? in die
vermitteln, selbst
Vertrauten nach

Armeekorps, ließ
Bei General
4. Armeekorps
dant des Ge-
kleiniger Ab-
ar. In Magde-
Hedemann und

ls befehrt, daß
cht sonderbar zu
dämpfung ihrer

inen Stein von
it Wieble allein
andt hatte. Er
die Situation
genug zu ver-
erzen gezogen
arüber hatte er
wie sehr Karens

hin. „Die —
osen,“ fügte er

Seine Mienen
Aber auch in
er sich.
swürdig. „Und
ut zu spät kom-
ittagschlafchen
und sich recht
d die anderen
st. Also?“

„bedrud, und!
auf dem Deiche;
n mußte.
Deichhöhe und
ig die schräge
auf dem Fuß-

Oberpräsident von Bonin hatten alles Vertrauen auf den
Bestand der Ordnung verloren.

In Schönhäusen mußte Bismard seinen Bauern nach
seiner Rückkehr eröffnen, der bewaffnete Zug nach Berlin
sei nicht tunlich. Die braven Leute fahnen nun die Mei-
nung, ihr Gutsheer sei in Berlin auch von dem Revolu-
tionswindel ergriffen worden. Um sich zu rechtfertigen,
fuhr er in Gesellschaft von Vertretern der Bewohner von
Schönhäusen und den Nachbardörfern am 25. März nach
Potsdam. Was er und seine Gefährten am Bahnhofe,
wo eben der König aus Berlin angekommen war, sa-
hen, und was Bismard im Stadtschlösse aus dem Munde
des Herrschers hörte, ließ alle Hoffnung auf baldige kräf-
tige Bekämpfung der Revolution schwinden. Mit verwun-
detem Gefühl kehrte der treue Mann nach Schönhäusen
zurück.

Wäre Bismards Plan gelungen, dann hätte Berlin
nicht bis zum Herbst 1848 unter schmachvoller Pöbel-
herrschaft gestanden. Preußens Macht und Ansehen würde
nicht erschüttert worden sein, es hätte sich an die Spitze
Deutschlands stellen und alle edlen Kräfte der Zeit um
sein Banner scharen können. 22 Jahre früher wäre das
neue Deutsche Reich entstanden und viel Kampf und Streit,
viele Opfer an Gut und Blut wären vermieden worden.
In Gottes Rat war es anders beschloffen: das Kaiser-
reich sollte später und mühevoller errungen werden. Es
ist errungen worden, dafür sei dem Herrn der Welt
Dank.

Ein fidele Refruten-Transport.

Vor dem Kriegsgericht in Posen wurde über einen Re-
fruten-Transport aus dem rheinisch-westfälischen In-
dustriegebiet nach dem Osten verhandelt. Angeklagt sind
der Bismarckwibel Robert Schmidt und der Sergeant Karl
Schwarzer von der 6. bzw. 5. Kompanie, Inf.-Reg. Nr.
50, die beschuldigt werden, als Führer eines militärischen
Truppentransports sich schuldbarer Weise außer Stand gesetzt
zu haben, den Transport zu beaufsichtigen, wodurch ein Nach-
stell entstanden ist. — Diese Verhandlung bot folgendes, recht
drahtisches Bild: Bismarckwibel Schmidt war beauftragt,
einen Refruten-Transport von Eisen, Sergeant Schwarzer ein-
nen solchen von Mülheim-Ruhr abzuholen und nach
Posen zu führen. Beide Transportführer waren schon be-
trunken, als sie sich bei den betr. Bezirkskommandos melde-
ten. Auf die von diesen erteilten Weisungen wurden sie dafür
vom Truppenteil disziplinarisch bestraft. Trotz der Trunken-
heit wurden beiden Transportführern die Transporte, denen
je zwei Gefreite beigegeben waren, anvertraut. In Dort-
mund hatten sich diese beiden Transporte einem unter dem
Befehl des Oberleutnants Rappell stehenden Sammeltransport
anzuschließen. Bis dahin muß die Fahrt beider Angeklagten
in der ungünstigsten Stimmung zurückgelegt worden sein,
denn als diese und die zu den fahrenden Refruten
dem Zuge entfielen, war alles total betrunken.

An eine Ordnung war nicht zu denken. Wie eine wilde
Sorde entfielen die neuen Vaterlandsverteidiger den Zü-
gen. Alles drängte speziell hinter dem Bismarckwibel nach den
Warteschalen, in denen ein wirres Drunter und Drüber herrschte.
Da alle Refruten in dem Wartesaal dritter Klasse seinen
Weg finden konnten, rief Schmidt die Türen nach den War-
teschalen erster und zweiter Klasse auf und kommandierte: „Vor-
in die erste und zweite Klasse, hier ist Platz genug.“ Nur
mit größten Anstrengungen konnten die Wartende von den Un-
berufenen gesäubert werden. — Schmidt nahm inzwischen am
Büfett Aufstellung und trank mit den Refruten, bzw. de-
ren Angehörigen Bier und Schnaps. Wöllich bemerkte er einen
auf der Heimreise begriffenen Refruten, und da er
ihn für einen Delinquent hielt, so ließ er seine beiden ihm zu-
geteilten Gefreiten das Seitengewehr aufpflanzen und erklärte
den verblüfften Refruten für verhaftet. Die an-
wesenden Zivilpersonen nahmen dieserhalb eine drohende Hal-
tung an und es drohte zu einem fürchterlichen Kampf zu kom-
men, wenn es nicht den energischen Bahnbeamten und einem
Polizeiwachmeister gelungen wäre, die Leute zu beschwichtigen.
Der Angeklagte Schwarzer war derart betrunken, daß
er einflüßel und sich um nichts bekümmerte. Die Refruten
waren tatsächlich ohne jede Aufsicht und tranken nach Herzens-
lust. Ein großer Teil von ihnen lag betrunken und schlafend
auf dem Perron nieder, ein Teil setzte sich an den Bordstei-
nen des Perrons nieder, sobald es als Wunder zu betrachten ist,
daß keine schweren Unglücksfälle vorkamen. Als den Leu-
ten die Abfahrt zu lange dauerte, bestieg ein sehr großer
Teil von ihnen einen leerstehenden Zug, aus dem sie nur mit
größter Mühe zu vertreiben waren. Die Folge dieses wüsten
Drunter und Drüber war, daß der zum Weitertransport be-
stimmte Ertrag nicht rechtzeitig zusammengebracht werden konnte.
Schmidt benahm sich auch sonst äußerst auffällig gegen
die Eisenbahnbeamten und machte einen Wortschwallöcher.
Als inzwischen Oberleutnant Rappell eintraf, war weder der An-
geklagte Schmidt und Schwarzer insstande, die vorchriftsmä-
ßige Meldung zu erstatten. Ersterer trat mit dem Helm im
Genick, mit ausgehalttem Säbel und in schlottern-
der Haltung an den Offizier heran, er war außer Stande,
zu sagen, von wo sein Transport herkam noch wie stark er sei,
ja momentan vermochte er nicht einmal seinen Na-

pfade dem brüderlichen Gehöft zuwei. Der Seewind
blies kalt, hauchte den offenen Heberod und zerte
an der Kopfbedeckung — der junge Mensch mit einem
plötzlichen Lenzsturm im Herzen merkte es nicht. Er
barste auf der Stelle, so lange die schmiegsame Mädchen-
gestalt zu sehen war, und schwenkte freudig die Mütze,
als sie sich noch einmal flüchtig umsch.

An der Mittagstafel konnte er kaum ein paar Bissen
zu sich nehmen. Karen beobachtete ihn forschend, er
merkte es nicht; Ewen stürzte ein paar Mal ein
Gespräch an, er sagte nur knapp den Sinn und erwiderte
oberflächlich. Dabei fuhren ihm allerlei Nichtigkeiten
durch den Kopf, die sich auf Wieble bezogen. Das Mäd-
chen hatte — wohl aus der Aneignung, die das Behrend-
sche gegeben — Gummischuhe getragen. Die wollte er
— in London waren sie ja wohl zu haben — sich auch
besorgen. Und für Karen mit. Er brauchte ja nur einen
ihrer Schuhe heimlich mitzunehmen und konnte sie dann
mit seiner praktischen Gabe noch freundlich überraschen.
Auch eine Brosche Wiebles war ihm aufgefallen; sie
schien von Silber zu sein und hatte die moderne Form,
wie er sie in den Schaufenstern der Friedrichstraße in
Berlin kennen gelernt hatte. Und die anderen nichtigen
Wichtigkeiten: die mausgrauen wollenen Handschuhe, ein
Haarpfeil mit blauem Stein, die Perlmutternöpfe, an
dem enganliegenden Jackett, der Pelzbefestigung des kleinen,
runden, kleidsamen Hutes...

(Fortsetzung folgt.)

men zu nennen. Ähnlich erging es dem Angeklagten
Schwarzer. Beide mußten bis zu ihrer Ernüchterung auf der
Weiterfahrt durch den Leutnant Goebel abgelöst werden. —
Das Kriegsgericht erkannte gegen den Angeklagten Schmidt
auf 45 Tage Gefängnis, gegen Schwarzer auf drei Wochen
Mittelarrest. — Beide Angeklagten haben durch ihr Ver-
halten die Disziplin in ärztlicher Weise gefährdet und für die
Manneszucht den angehenden Soldaten ein sehr schlechtes Bei-
spiel gegeben. — Bei einem der aus Westfalen kommenden
Refruten-Transporte ist bekanntlich ein Refrut während der
Fahrt aus dem Zuge gefallen, wobei ihm beide Beine abge-
fahren wurden.

* Kostspielige Erziehung.

Man hat unlängst eine Berechnung aufgestellt, nach
der die Ausbildung eines englischen oder amerikanischen
Knaben aus guter Familie zu einem gelehrten Berufe,
zum Arzt, Advokaten oder Ingenieur einen Kostenaufwand
von 100—120 000 M. erfordert. Im Gegensatz dazu
stellt sich die Erziehung einer Tochter für eine englische
Familie im allgemeinen ziemlich billig. Handelt es sich
jedoch um ein Mädchen aus den obersten Schichten des
Bürgertums oder aus der Aristokratie, so steigen die
Kosten bisweilen zu ganz unglaublicher Höhe. Ein Kor-
respondent führt zum Beweise folgenden Fall an: Eine
vornehme englische Dame gab für ihr Töchterchen in den
ersten acht Jahren für Kleidung und Unterhalt durch-
schnittlich 4400 Mark im Jahre aus. Von ihrem neunten
bis zum fünfzehnten Lebensjahr wurde das junge Mäd-
chen einer Erzieherin anvertraut und erhielt Unterricht
in der Musik, im Zeichnen, im Tanzen usw.; die Ausgaben
stiegen dabei auf 5600 M. im Jahr und betrugen für
die sieben Jahre also 39 200 M. Es folgten drei Stu-
dienjahre in einem großen Pensionat, die 9400 M. pro
Jahr, also weitere 28 200 M. erforderten. Das nächste
Jahr füllte ein Aufenthalt in Paris und in Dresden zur
praktischen Uebung der französischen und der deutschen
Sprache, und dieser kostete 15 000 M. Nach englischer
Anschauung kann ein junges Mädchen der guten Gesell-
schaft nicht anders einen guten „Start“ für ihren Eintritt
ins Leben haben, als daß sie eine Saison in London
verlebt und bei Hofe vorgestellt wird. Eine Saison von
wenigstens drei Monaten in London mit den Toiletten
für die Vorstellung bei Hof, mit den Festen, Theater-
vorstellungen usw., erfordert aber wenigstens einen Auf-
wand von 60 000 M. Rechnet man von dieser letzten
Summe auch nur die Hälfte als Erziehungs-kosten für die
Tochter, so kommt man mit den vorhergehenden Kosten
doch auf die stattliche Gesamtsumme von 147 600 M.,
die eine wirklich standesgemäße Erziehung einer jungen
Engländerin kostet.

* Die Kunsttruppen des Sultans.

Der Beherrscher der Gläubigen liebt es bekanntlich,
in Stunden der Langeweile fremde Künstler in seinen
Palast zu rufen, um sich an deren Leistungen zu erbauen.
Die Varietékünstler haben sich bei diesen Gelegenheiten im-
mer der besonderen Gunst des Sultans zu erfreuen ge-
habt, und bekannt ist die Geschichte von einem Artisten,
dessen dressierte Schweine den Sultan so begeisterte, daß
er den Dressleur mitsamt seinem Zögling auf Lebenszeit
engagierte, ihn mit Geld und Ehren überhäufte und ihn
schließlich als reichen Mann in seine französische Heimat
entließ. Aber der Sultan interessiert sich auch lebhaft
für Musik und hierin folgt er fast bedingungslos dem Rat
eines italienischen Buffo, des Neapolitaners Arturo Stra-
volo, der sich gewissermaßen zum General-Intendanten
der kaiserlichen Schauspiele im Wildiz Riost aufgeschwun-
gen hat. Die anderen Künstler werden durchschnittlich nur
einmal im Monat in den Wildiz Riost befohlen; Stravolo
mit seiner Truppe aber spielt allwöchentlich einmal vor
dem Beherrscher der Gläubigen und bisweilen noch öfter.
Da aber der Sultan die Abwechslung liebt, so müssen
auch die Mannen Stravolos fleißig arbeiten, um ihren
Herrn mit einem abwechslungsreichen Repertoire dienen
zu können. Einer der Truppe reist auf Kosten der kaiser-
lichen Schatzkammer ständig in Europa umher, um alle in-
teressanten Novitäten kennen zu lernen und die geeigneten
für die Aufführungen in Konstantinopel vorzuschlagen.
Die Künstler, die im Dienste des Sultans stehen, sind
übrigens in drei ständige Gesellschaften eingeteilt, Oper,
Operette und Variete. Bestimmte Tage für die Auffüh-
rungen sind nie festgesetzt; der Sultan befiehlt, sobald
er Lust hat, sich etwas vorspielen zu lassen. Aber die
militärische Disziplin und Organisation erstreckt sich nicht
allein auf die stete Spielbereitschaft; auch äußerlich do-
kumentiert sich die Zusammengehörigkeit der Künstler:
sie tragen Uniformen. Diese Uniformen haben auch ver-
schiedene Gradbezeichnungen, und es ist genau vorgeschrieben,
auf welches Abzeichen jedes Mitglied Anspruch hat. Die
Hornbläser z. B. gelten als Leutnants, der Violinist hat
Hauptmannsrank. Der Bariton rangiert als Major, und
der Tenor natürlich, der Musen Liebling, nimmt den Rang
eines — Generals ein.

Ein Bankrott in Frankreich.

Ein Franzose hat den Berliner „Bankier“ Friedberg
übertrüffen. Der saubere Herr, Rochette mit Namen, hat
zahlreiche Schwindelunternehmungen gegründet und tau-
sende von Vertrauensleuten um Millionen betrogen, deren
Höhe von 80 bis 150 geklärt wird. Rochette war frü-
her Kellner, hatte eine kleine Erbschaft gemacht und be-
gann zu spekulieren. Man nahm ihm das Geld ab, witz-
igte ihn aber dadurch, so daß er sich selbst auf Geld-
geschäfte und Gründungen legte. Bei einer der letzteren
war noch die „große Herele“ tätig, die Rochette sich
zum Vorbild nahm. Seine Gelehrigkeit war so groß, daß
er bald die ältesten und geriebensten Gauner übertraf.
Sein Ansehen wuchs derart, daß selbst bekannte Pariser
Börseleute ihr Geld in die Unternehmungen Rochettes
steckten. Zahlreiche von ihm selber unterhaltene Finanz-
blätter sangen sein Loblied und lockten das Publikum

in Scharen an. In Paris und allen größeren französischen
Provinzstädten war er vertreten. Der jetzt erst Zweihun-
dreißigjährige gründete im Laufe weniger Jahre über
ein Duzend industrieller und finanzieller Unternehmungen.
Am bekanntesten war die „Französisch-spanische Bank“.
Rochette lebte einen guten Tag von anderer Leute Geld.
Zu den Geschädigten gehören, wie immer in solchen Fäl-
len, hauptsächlich „kleine“ Sparrer. Auf Grund einer An-
zeige erfolgte die Verhaftung des Schwindlers.

Allerlei.

Mord und Selbstmord. In Königsborn im
Ruhrgebiet ertränkte die Frau eines Bahnassistenten ihre
beiden Kinder und sich selbst. Die Frau scheint in einem
Anfall von Geistesstörung gehandelt zu haben.

Im Streit wegen seiner Arbeitslosigkeit
verwundete ein Mann in Berlin seine Frau durch einen
Revolverstoß lebensgefährlich. Ein zweiter Schuß machte sei-
nem eigenen Leben ein Ende. Das Ehepaar hinterläßt drei
kleine Kinder.

Die Brandstiftungen in Berlin dauern fort.
Am Montag wurden wieder fünf Brandstiftungen verübt.
Vier der Brände fanden in einem Stadtviertel statt.

Anschlag gegen einen Arzt. Auf einen prakti-
schen Arzt in Berlin feuerte ein anscheinend wahnsinniger jun-
ger Mann am Montag in der Sprechstunde mehrere Revolver-
schüsse ab. Der Arzt trug zum Glück nur eine Streifwunde
davon. Der Attentäter, dessen Eltern im Wahnsinn gekor-
ben sind, wurde als Polizeigefangener nach dem Kranken-
hause gebracht, wo er auf seinen Geisteszustand beobachtet
wird.

Ein deutscher Dampfer verunglückt. Der
Dampfer „Larip“ der deutsch-australischen Linie lief im No-
ten Meere auf Felsen und sank innerhalb 25 Minuten. Wäh-
rend der Kapitän schlief, soll ein falscher Kurs gesteuert
worden sein, wie es in einer Londoner Meldung heißt. Die
Mannschaft konnte sich retten. Fahrgäste hatte das Schiff
nicht.

Stiftung der Fürstin Bismard. Die Fürstin
Herbert Bismard hat dem Gymnasium in Rakeburg ein
Stipendium von jährlich 1000 M. überwiesen, das an
Mitglieder des Lehrerkollegiums zu wissenschaftlicher We-
terführung verliehen werden soll. Die hollsteinische Stadt
Rakeburg gehört zum Herzogtum Lauenburg, dessen Titel
dem Fürsten Bismard bei seinem Abschiede verliehen wur-
de, von dem er jedoch keinen Gebrauch gemacht hat.

Auf dem Rakeburger See (Holstein) ging
das Motorboot „Domfahre“ unter. Sieben Zivilisten und
zwei Angehörige des Jägerbataillons sind ertrunken. Das
Unglück soll dadurch veranlaßt worden sein, daß bei der
Abfahrt des für nur acht Personen bestimmten Bootes
noch einige Jäger hineinsprangen und es so zum Ren-
tern brachten. Nach einer anderen Angabe ist das mit
14 Personen beladene Boot ledgersprungen. Unter den
Opfern befinden sich drei junge Mädchen.

Im Bergwerk bei Ruffstein in Nordtirol geriet
ein Förderkorb mit zehn Bergleuten in den Bereich glit-
tiger Gase. Drei Bergarbeiter sind bisher als Leichen
geborgen worden.

Raubmord. In einem Hause der Brudenberger
Au bei Landsbut in Bayern wurde die Frau eines Klein-
bauern und ihre Tochter ermordet. Der Täter hat auch
alle Behälter in der Wohnung erbrochen.

Dampfer-Ünglück in Japan. Der japanische
Rüstendampfer „Majju-Maru“, dessen Beschlagnahme we-
gen Waffenschmuggels zu dem inzwischen durch Freigabe
beigelegten Streit mit China Veranlassung gegeben
hatte, ist am Montag bei Hakodate infolge Zusammen-
stoßes gesunken. Der Kapitän, 43 Mann der Besatzung
und die meisten der 244 Fahrgäste sind umgekommen.

Was zu einem Wolkenkratzer gehört. Eins
der fünfzig Stod hohen Geschäftsgebäude, die in New-
york jetzt im Bau sind, erfordert folgende Materialien:
24 000 Tonnen Stahl für das „Gerippe“ des Gebäudes;
37 000 Tonnen Gummörtel für die Korridore; soviel
Steine, daß sie, aneinandergelegt, von Newyork nach
Denver reichen würden; 4500 Tonnen Terrakotta für
die Verzierungen; genügend Glas um drei Straßenblöcke
damit zu bedecken; für Heizung und Wasserleitung Röh-
ren, die von Newyork nach Albany reichen würden; genü-
gend Drähte für eine Telegraphenlinie von Newyork nach
Philadelphia und über 30 000 Glühlampen.

In dem Institut für Küchenchemie von Dr. A. Vets-
ter, Viesfeld, bekannt durch Dr. Vetter's Backpulver, sind
eingehende Versuche über Eierkonservierung gemacht und
hat sich folgendes Verfahren als das beste, zuverlässigste
und billigste bewährt.

Die Konservierung mit Wasserglas, das in jeder
Trogenhandlung und Apotheke erhältlich ist, wird am
besten in folgender Weise ausgeführt: Man stellt eine
Mischung von 10 Liter Wasser und 1 Liter Wasserglas
her. Das Eingieken der Wasserglaslösung in das
Wasser erfolgt des besseren Durchmischens halber unter
beständigem Umrühren. Diese 11 Liter Flüssigkeit ge-
nügen für etwa 200 Eier.

De zu konservierenden frischen Eier werden, aufs
peinlichste gesäubert, in ein Steingut- bzw. in ein glasiertes
Tongefäß oder in eine hölzerne Tonne von entsprechender
Größe eingelegt, worauf dann die Konservierungsflüssig-
keit langsam darüber gegossen wird. Die Flüssigkeit muß
über der obersten Eierdecke noch mindestens zweifach
stehen. Ein luftdichter Verschluss ist nicht notwendig,
und es genügt, wenn auf die Deckung der Gefäße ein
ringsherum festaufgelegter Deckel gelegt wird. Die Ge-
fäße mit den Eiern müssen an einem kühlen Ort, am
besten im Keller, aufgestellt werden, und zwar auf dem
Fußboden.

Das Einlegen der Eier erfolgt am besten im März
und April zur Zeit der niedrigsten Preise.

Anapichastweien und

Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle uns aus dem Besonderen freigegebenen Anfragen, soweit sie bergmännische Angelegenheiten und Angelegenheiten der allgemeinen Arbeiterversicherung betreffen, prompt und zuverlässig beantwortet. Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.)

Anderweitige Feststellung der Unfallrente.

Tritt in den Verhältnissen eines Unfallrentners eine wesentliche Veränderung ein, so kann eine anderweitige Rentenfeststellung erfolgen. Doch ist dabei eine gewisse Einschränkung zu machen. Nach den Unfallversicherungsgeetzen war die anderweitige Rentenfeststellung jederzeit zulässig. Das ist mit dem Gewerbe-Unfallversicherungsgeetz vom 5. Juli 1900 anders geworden. Der Gesetzgeber wollte nicht, daß die Rentenbezieher durch zu häufige Veränderungen beunruhigt werden. Andererseits hielt man es auch für bedenklich, nach Eintritt einer gewissen Festigung der Verhältnisse der Berufsgenossenschaften die eigene Entschädigung über Aufhebung oder Minderung der vielleicht erst im Instanzenwege erstmalig festgestellten Rente zu belassen. Das Gesetz bestimmt deshalb, daß nach Ablauf der ersten zwei Jahre seit der Rechtskraft der ersten Rentenfeststellung einseitige Veränderungen der Rentenbezüge nur von Jahr zu Jahr (in Zeiträumen von mindestens einem Jahr) beantragt oder vorgenommen werden dürfen. Für die Zeit vor Ablauf der ersten zwei Jahre gilt diese Beschränkung nicht. Eine weitere wichtige Bestimmung ist die, daß die Berufsgenossenschaft selbst nur innerhalb der ersten fünf Jahre nach der Rechtskraft der ersten Rentenfeststellung für neue Feststellungen zuständig ist. Später kann, falls nicht über die anderweitige Feststellung zwischen der Berufsgenossenschaft, und dem Empfangsberechtigten ausdrückliches Einverständnis erzielt ist, nur durch schiedsgerichtliche Entscheidung die Rente geändert werden.

Der Begriff der Erwerbsunfähigkeit.

Nach dem Krankenversicherungsgeetz und nach dem Invalidenversicherungsgeetz ist der Begriff der Erwerbsunfähigkeit verschieden aufzufassen. Erwerbsunfähigkeit im Sinne des Krankenversicherungsgeetzes kann bestehen, obgleich tatsächlich gearbeitet wird. Das preussische Oberverwaltungsgericht hat sich in mehreren Entscheidungen dahin ausgesprochen, daß eine Krankheit oder eine Erwerbsunfähigkeit so lange fort dauert, als die objektive Notwendigkeit der ärztlichen Behandlung oder die Einstellung der Erwerbstätigkeit angenommen werden muß. Besteht diese Notwendigkeit in beiderlei Beziehung nicht mehr, so ist die Krankheit und die Erwerbsunfähigkeit beendet. Erwerbsunfähigkeit im Sinne des Invalidenversicherungsgeetzes ist dann anzunehmen, wenn der Versicherte nicht mehr imstande ist, durch eine, seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung, die ihm unter billiger Berücksichtigung seiner Ausbildung und seines bisherigen Berufes zugemutet werden kann, ein Drittel desjenigen zu erwerben, was körperlich und geistig gesunde Personen derselben Art mit ähnlicher Ausbildung in derselben Gegend durch Arbeit zu verdienen pflegen. Unter „derselben Gegend“ ist nach einer Entscheidung des Reichsversicherungsamts ein räumliches Gebiet zu verstehen, innerhalb dessen für gleichartige Arbeiter im allgemeinen gleichmäßige Lohnverhältnisse bestehen.

Nach Stiepel. Die Sache liegt zu Ihren Ungunsten. Um die erworbenen Ansprüche an die Pensionskasse aufrechtzuerhalten, hätte es der Zahlung eines Feierlichstengeldes bedurft, das übrigens nicht zwei Mark monatlich, sondern 15 Pfennig wöchentlich beträgt. Durch die Nichtzahlung des Feierlichstengeldes sind Sie Ihrer Ansprüche verlustig geworden. Daran wird auch nichts geändert durch die an sich sehr bedauerliche Tatsache, daß Sie bei Ihrer Mittellosigkeit zur Zahlung eines Feierlichstengeldes nicht imstande gewesen sind.

Nach Linden. Ihre Darstellung ist nicht recht verständlich. Wir empfehlen Ihnen, zur näheren Erläuterung einmal in der Redaktion vorzusprechen.

Wie man zu seinem Ziele kommt.

Es war an einem schönen Herbstvormittag des Jahres 1693, als ein alter Edelmann in abgetragener militärischer Kleidung die Zimmer und Korridore des Palastes von Versailles verließ und sich in die Souterrains des weitläufigen Königsschlusses begab. Der altgewordene Krieger, der zum Ruhme seines Monarchen einst den Fahnen des großen Kondes und des noch größeren Turenne gefolgt war, sich in zahllosen Gefechten mit höchster Bravour geschlagen und infolge einer Verwundung einen steifen Arm davongetragen hatte, war der Marquis v. Mout. Nachdem er im Dienste des Königs sein Leben gar oftmals aufs Spiel gesetzt und seine Gesundheit und ein kleines Vermögen dabei eingebüßt hatte, lebte er nun nach seiner Verabschiedung von einer geringfügigen, für ihn unzureichenden Pension mit seinem treuen alten Diener Baptiste in dem freundlichen Dörfchen Franchard in der Nähe von Fontainebleau. Schon seit Jahren quälte er sich ab, eine Erhöhung seines Jahrgeldes zu erlangen, und schickte zu dem Ende Bittschriften über Bittschriften an den König und an den Generalkontrollleur Lepelletier, Colberts Nachfolger in der Finanzverwaltung. Allein stets vergeblich. Ludwig 14. und sein Finanzminister hatten niemals Geld für ihn übrig. Auch Bittgesuche anderer Art, die er mit starrsinniger Beharrlichkeit einzureichen pflegte, blieben ohne Erfolg. Herr v. Mout war nämlich ein leidenschaftlicher Jäger, und trotz seines Alters, seiner Kränklichkeit und seines steifen Armes noch immer auf die Freude des edlen Waldwerks sehr erpicht. Rings um seine bescheidene Mietwohnung zu Franchard dehnte sich der herrlichste Wald Frankreichs aus, der große Forst von Fontainebleau, welcher so häufig widerhallte von den fröhlichen Lärm der königlichen Jagden und in seinen

Lothales.

Die Mitte Februar unter dem Vorfige des Beigeordneten Dr. Wiedfeldt eingeleiteten Verhandlungen zum erneuten Abschluß eines Kollektivarbeitsvertrages für das rheinisch-westfälische Baugewerbe, die am 25. Februar auf gestern vertagt wurden, fielen wiederum der Vertagung auf unbestimmte Zeit anheim, bevor in eine neue Verhandlung eingetreten wurde.

Dem bisherigen Privatsekretär Willi Voh in Sprockhövel wurde die neu eingerichtete etatsmäßige Stelle des Amtssekretärs des Amtes Sprockhövel übertragen.

Nach dem jetzt herausgegebenen Geschäftsbericht 1907 der Zeche Alte Saase in Sprockhövel betrug die Bruttoerzeugung 46 555 To. Für Mann und Schicht stellte sich die Durchschnittsleistung auf 0,77 To. Kohlen, der Verdienst auf 4,89 Mk. Der Betriebsergebnis betrug 320 414 Mk. Davon erforderten Anleihebesitzer 11 408 Mk. und Anleihehaltung 10 500 Mk. 150 000 Mk. wurden als Ausbeute verteilt und 80 835 Mk. zu Abschreibungen verwandt, so daß noch 67 672 Mk. als Vortrag auf neue Rechnung verbleiben. Die Förderung erreichte im verflossenen Jahre mit 131 266 To. die bisher höchste Ziffer.

Ein seltenes Jubiläum feiert in diesen Tagen die reformierte Kirchengemeinde Wetter. Vor hundert Jahren, am 22. Mai 1808, wurde der Großvater des Herrn Pfarrers Hengstenberg als Pastor in sein Amt eingeführt. Seit dieser Zeit haben ununterbrochen Großvater, Vater und Sohn das Pfarramt geleitet. Die Gemeinde gedenkt diesen Ehrentag ihres geliebten Pfarrers festlich zu begehen.

Der Gemeinderat von Wetter beschloß in seiner letzten Sitzung die Aufnahme eines Darlehens von 30 000 Mk. bei der Landesbank in Münster zum Zinsfuß von 4 ein Achtel Prozent bei einem Tilgungssatz von ein drei Achtel Prozent. Der Betrag soll zum Anlauf eines neuen Begräbnisplatzes verwandt werden.

Meisterkurse für die Provinz Westfalen.

Am 15. Juni ds. Js. beginnen wieder die nächsten 8 wöchigen großen Meisterkurse und zwar der 12. für Schneider, der 11. für Schlosser, der 12. für Schuhmacher und der 14. für Schneider. Bis 10 Teilnehmer werden zu jedem Kursus zugelassen. Anmeldungen von Meistern und solchen Gehilfen, die sich baldigst selbständig machen wollen, und 24 Jahre und darüber alt sind, werden bevorzugt. In der Regel erhalten die Kursisten reichliche Beihilfen zum Lebensunterhalt, auch das 20 Mark betragende Unterrichtsgeld kann erlassen werden. Unterrichtsmittel, Maschinen, Werkzeuge, Materialien u. a. werden unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Die Meisterkurse werden in einem eigens dazu erbauten Werkstatthause abgehalten, das mit den modernsten Einrichtungen, Werkzeugen, Maschinen usw. ausgestattet ist. Der Unterricht wird von anerkannt tüchtigen Fachlehrern erteilt. Die bisher abgehaltenen Kurse, in denen bereits über 400 Handwerker seit 1904 ausgebildet worden sind, haben beste Erfolge gehabt. Der Zutritt hat sich derart gemehrt, daß in den letzten Winterkursen kaum die Hälfte der Gemeldeten aufgenommen werden konnte. Anmeldungen sind umgehend an den Leiter der Meisterkurse, Direktor Regling, Dortmund, Schwanenwall 41, zu richten. Die Handwerkskammern sind gern bereit zu Auskünfte und Vermittelungen.

Die späteren Herbstkurse beginnen voraussichtlich am 12. Oktober.

Enthüllungen aus einem Warenhause.

Wie in einem Warenhause der Chef seine Autorität gegenüber seinen weiblichen Angestellten mißbrauchen kann, und diese aus Furcht, ihren guten Ruf oder ihre Stellung zu verlieren, die Opfer eines gewissenlosen Mißlings werden können, zeigte eine zweitägige Sitzung des

Essener Schwurgerichts. Der Besitzer eines der größten Warenhäuser in Essen, der 51jährige Kaufmann Moritz Nathan, verheiratet und Vater erwachsener Kinder, stand unter der Anklage, sich in sechs Fällen der tätlichen Beleidigung an jungen Mädchen in den Jahren 1903 bis 1907 schuldig gemacht, sowie in zwei Fällen einen falschen Eid geschworen zu haben. Die Verfehlungen des Nathan kamen dadurch zur Kenntnis der Behörde, daß eine Verkäuferin des Nathanschen Warenhauses, die angeklagt war, Waren aus dem Geschäfte genommen zu haben, und deshalb wegen Diebstahls zu 50 Mark Geldstrafe verurteilt wurde, in der Schöffengerichtsverhandlung aus sagte, daß Nathan ihr wie anderen Lehrlinginnen und Verkäuferinnen erlaubt habe, Waren, die sie nötig hätten, abends mit nach Hause zu nehmen. Nathan bestritt dieses unter Eid in der Schöffengerichtsverhandlung am 16. August 1907 und vor der 2. Strafkammer am 4. Juni 1907, was die Anklage wegen wissentlichen Meineids zur Folge hatte. Durch die Unterfuchung wurde festgestellt, daß N. wiederholt eine Anzahl seiner weiblichen Angestellten — von denen mehrere noch nicht 16 Jahre alt waren — in sein Privatkontor kommen ließ und dort mit ihnen, unter Mißbrauch seiner Autorität, fortgesetzt, oft mit, oft ohne Erfolg, unsittliche Handlungen vornahm. Die ganze Verhandlung, zu der über 60 Zeugen und auch der Direktor der Grafenberger Irrenanstalt, sowie zwei andere medizinische Sachverständige geladen waren, fand unter vollständigem Ausschluß der Öffentlichkeit statt. Der Angeklagte, der längere Zeit in der Irrenanstalt zu Grafenberg zwecks Beobachtung seines Geisteszustandes untergebracht worden war, ist von den behandelnden Ärzten für vollständig zurechnungsfähig erklärt worden. Das Gericht verurteilte ihn unter Verlesung mildernder Umstände in einem Falle zu 1 Jahr und 2 Monaten Zuchthaus. — Der Fall erregt berechtigtes Aufsehen in der ganzen Stadt und weit darüber hinaus.

Acht Wochen im offenen Boot

auf dem Meere

Von einer Tragödie auf dem Meere enthält die Fik. Ztg. aus New York eine spannende Schilderung, die auf die Erzählungen eines der geretteten Matrosen, eines Deutschen namens Kuhlmann beruht.

Kuhlmann und fünf Kameraden waren die einzigen Überlebenden aus einer Mannschaft von neunundzwanzig Mann, die letztes Frühjahr an Bord des amerikanischen Dreimasters „Tillie E. Starbuck“ von New York nach Honolulu in See gegangen und nahe Kap Horn schiffbrüchig geworden war. Die sechs Geretteten hatten aber schwer um ihr Leben kämpfen müssen, nicht weniger als acht Wochen waren sie einige hundert Meilen von Kap Horn im südlichen Stillen Ocean im offenen Boot umhergetrieben, hatten Hunger und Durst gelitten und waren fast erfroren, als sie endlich von dem britischen Segelschiff „Camperdown“ aufgenommen wurden. Zwei von den Leuten sind inzwischen im Hospital von Valparaiso doch noch ihren Leiden und Strapazen erlegen. Ihnen hatten erfrorene Gliedmaßen amputiert werden müssen. Drei andere sind noch im Hospital, sie dürften mit dem Leben davonkommen.

Die „Tillie E. Starbuck“ hatte eine äußerst gute Fahrt entlang der amerikanischen Küste gehabt. Erst unweit der Mündung des La-Plata-Flusses wurde ihr ein Vorgeismad kommender Ereignis. Dort erhob sich nämlich ein sogenannter „Pampero“, ein Orkan von fürchterlicher Gewalt, der fast immer ohne das geringste Vorzeichen auftritt. Er packte den Dreimaster, gerade als alle Segel gesetzt waren, und binnen einer halben Stunde war die Leinwand bis auf wenige Fäden verschwunden. Es wurden Rettungsboote herbeigeholt, und nicht lange darauf war man in der Gegend von Kap Horn. Dort erhob sich ein neuer Orkan. Die See, die eine eigentümliche schieferblaue Färbung zeigte, ging h a u s h o c h, und die Wellen schlugen fortwährend über dem Schiffe zusammen. Der Bodmast und der Großmast wurden ge-

Als der Edelmann aus den oberen Regionen hinab in die hohen gewölbten großen Räumlichkeiten der Hofküche gekommen war, da erheiterte sich sein Gesicht plötzlich merkwürdig. Ein höchst angenehmer Duft stieg ihm in die Nase.

„Sapristi“, rief er mit Behagen, „wie riecht das hier heute gut! Ich will gleich lebendig in einer Pfanne geschmort werden, wenn das nicht der Duft von gebratenen Fasanen ist!“

„Sie haben richtig geraten, Herr Marquis“, versetzte ein kleiner bieder Mann in weißer Küchenkleidung mit höchst jovialen, lachendem Gesicht, der dienstfertig aus einer dunklen Ecke hervorsprang. „Es sind gebratene Fasanen, die mit Burgundersauce auf die königliche Tafel kommen sollen. Es gewährt mir das größte Vergnügen, sie wieder einmal in Versailles zu sehen, Herr Marquis! Haben Ihre Angelegenheiten endlich eine günstigere Wendung genommen?“

„Schlecht geht es damit, Cavois“, brummte Herr v. Mout seufzend. „Mordieu, ich sehe es nachgerade ein, das Antichambrieren bringt mich auch nicht vorwärts, mein alter Sergeant!“

„Man muß den Mut nicht verlieren, wenn es auch eine Weile schlecht geht“, meinte tröstend der Tafelbedier. „Es wäre eine Schande für die ganze Nation, wenn ein tapferer Offizier von altem Adel nicht zum Lohne für seine Dienste sich ein sorgenfreies, gemächliches Auskommen sollte verschaffen können. Gestatten Sie mir, Herr Marquis, daß ich Sie in mein Stübchen führe. Nach einer Viertelstunde werde ich ganz frei und zu Ihrer Verfügung sein. Bitte, gehen Sie voraus; Sie kennen ja schon den Weg!“

Der Marquis kannte allerdings den Weg, den er bereits zweihundredig Male gemacht, und er wußte auch,

Endlich wie Grashalme; schließlich, am dritten Tage, folgte auch der Belamast, der auf das Verdeck schlug und eine klaffende Öffnung hineinriß. Eine Raanod wurde vom Sturm durch das Dach der Kombüse getrieben und erschlug den Koch. Das Schiff erhielt ein Loch und es hieß: „Alle Mann an die Pumpen!“ — aber vergebens, das Wasser im Kielraum stieg immerfort und stand bald 14 Fuß hoch. Der Kapitän sah, daß er sein Schiff verloren geben müsse, und so erscholl denn sein letztes Kommando: „Die Steuerbordwache ins Boot an Bord!“ Diese Worte zeigten der Mannschaft, daß der Kapitän alles verloren gab. Deht loderte sich die Disziplin, 21 Mann drängten sich in das kleine Boot, das aber, als es kaum das Wasser erreicht hatte, von einer gewaltigen Welle gegen die Seite des Schiffes geschleudert wurde und zerschellte. Von den Insassen wurde keiner wiedergesehen. Es wäre augenscheinlich Selbstmord gewesen, das letzte Rettungsboot herabzulassen, und die noch zurückgebliebenen Seeleute stellten sich wieder an die Pumpen. Nach etwa einer Stunde begab sich der Deutsche in die Kabine des Kapitäns, da ihm dessen langes Verbleiben unter Deck auffiel. Dort ward ihm ein schrecklicher Anblick: der alte Seemann lag mit einer Kugelwunde in der Schläfe in dem, den Fußboden etwa einen Fuß tief bedeckenden Wasser. Er hatte Selbstmord begangen. Es wurde ihm ein Seemannsbegräbnis zuteil; in Segeltuch gewickelt, mit Eisenstücken beschwert, ward er in die tosende See verfenkt.

Kuhlmann und seinen Genossen gelang es, durch unablässiges Pumpen das Schiff noch acht Tage flott zu erhalten. Dann befrachteten sie das letzte Rettungsboot mit Lebensmitteln und Wasser, nahmen Logbuch, Chronometer und Sextanten mit und vertrauten sich in diesem Fahrzeug den Wogen an. Die letzte Observation an Bord des Schiffes hatte ergeben, daß die furchtbaren Stürme die „Allie E. Starbuck“ tatsächlich in den Stillen Ocean gebracht hatten, allerdings 800 Kilometer südlich an der Fahrstraße, die sie hätte einhalten sollen. Kuhlmann konnte Segel setzen und versuchte, nach dem südamerikanischen Festland zu entkommen; aber sobald das kleine Fahrzeug mit Mühle und Rot einige fünfzig Meilen gemacht hatte, trieben widrige Winde es zurück. Es war bitter kalt, und trotzdem die Leute alle Decken von dem Schiffe mitgenommen hatten, konnten sie doch nicht warm werden. Immerfort hielten sie nach Schiffen Umschau, aber nie war ein solches zu entdecken. Mitte September rief allerdings die Wache, es sei ein großes Fahrzeug in Sicht. Sofort sprang jedermann auf. Allerdings sah man im Dunkel der Nacht etwas, das einem großen Dampfer ähnlich sah; Kuhlmann wachte aber gleich, daß ein ganz anderer Gegenstand in der Fahrstraße liege. Es wurde nämlich plötzlich noch viel kälter als sonst — es war ein Eisberg, den der Auslug gesehen hatte.

Das Wasser war aufgebraucht. Die Schiffbrüchigen holten sich Eislücke aus dem Meer und stillten damit ihren Durst. Schon war der Oktober gekommen. Keiner von den Leuten konnte mehr aufstehen. Fast alle litten an Skorbut (Geschwulst an den Füßen und Geschwüre am ganzen Körper). Kuhlmann steuerte das kleine Fahrzeug in inebender Stellung. Man hatte als Nahrung nur noch Büchsenfleisch und Kartoffelkonserve. Auf das davon wurden nur sehr knappe Rationen ausgegeben. Endlich, am 7. Oktober, nachdem die Verunglückten acht Wochen im offenen Boot auf dem Wasser gewesen waren, kam ihnen Hilfe. Das britische Schiff „Camperdown“ kam in Sicht und nahm die fast den Strapazen erlegenen Seeleute auf.

Ein Millionenprojekt.

Vor einigen Monaten wurde berichtet, daß der von der gesamten Bürgerschaft Essens lang gehegte Wunsch, der wichtigsten Verkehrsstraße der Stadt, der Rettwigerstraße, ein einer Großstadt würdiges Ansehen zu verleihen, seiner Verwirklichung näher gerückt sei. Die bekannte Baufirma Hiller u. Kuhlmann in Hannover hatte sich im Auftrage eines Konfektions das Vorverkaufsrecht auf das bekannte Hotel Stemme und die beiden benachbarten Häuser der Herren Bönke und Grevel bis zum 15. März ds. Js. notariell sicherstellen lassen. Der Kaufpreis sollte 1 100 000

was folgen würde. Er machte sich's im Stübchen des Tafeldeckers bequem, der eine Flasche Wein und ein Glas vor den Gast hinsetzte zur einstweiligen Unterhaltung und ihn Johann verließ. Der alte Offizier trank einige Gläser von dem vortrefflichen Nebenjaß aus Sr. Majestät Keller und versuchte es, sich in eine rosenfarbigere Stimmung zu bringen.

Nach einer Viertelstunde erschien Cavois wieder und begann den Tisch zu decken. Er ging dann rasch mehrmals aus und ein und brachte jedesmal etwas Gutes mit. Zuletzt erschien er mit strahlendem verklärtem Gesicht, eine große Schüssel in den Händen tragend, in welcher ein dampfender köstlicher Fasan in Burgundersauce schwamm.

Der Marquis stieß einen Schrei des Erstaunens und der Bewunderung aus bei dem herrlichen Anblick. „Cavois,“ rief er entzückt mit leuchtenden Augen, „Du bist eben so ausgezeichnet als Gastgeber von Versailles, wie Du es einst warst als Sergeant im Regiment Moq! Beim großen Ronde, ich werde also heute speisen wie ein gekröntes Haupt!“

„Und zwar mit Erlaubnis des Oberhofes,“ versetzte der Tafeldecker schmunzelnd und triumphierend. „Es kostete freilich einen harten Kampf, ihm den gebrauchten Fasan zu entreißen, allein schließlich gab er doch seine Einwilligung. Ich stellte ihm vor, daß des Königs Majestät Fasanen genug habe und alle Tage welche essen könne, daß dagegen mein tapferer alter Kapitän, der in so vielen blutigen Schlachten mitgekämpft und keinen Dank davon gehabt, sich solchen Genuß in der Regel verjagen müsse, da er in unverbinder Armut lebe. Das ging denn dem alten Küchentrannen so sehr zu Herzen, daß er den Fasan ohne allzu vieles Brummen herausgab. — Nun lassen Sie sich recht schön schmecken, Herr Marquis,

Mark betragen. Die Baufirma beabsichtigt den Bau eines großen, der Neuzeit entsprechenden Geschäftshauses, mit Läden, Restaurants, Bureaus usw. in modernster äußerer Architektur und Innenausstattung. Da die Rettwigerstraße mit der Zeit erbreitert werden soll, weil sie in ihrer jetzigen Gestalt bei weitem den modernen Verkehrsansforderungen nicht mehr genügt und nicht wie die Hauptstraße einer Großstadt aussieht, so setzte die Stadtverwaltung das Zurückbauen evtl. neuer Häuser um 6 Meter fest. Die Baufirma verlangt nun von der Stadt den Ankauf dieses gewonnenen Straßenstückes, circa 150 Quadratmeter für dieselbe Summe, die sie an die Eigentümer zahlen muß. — Der 15. März ist nun verfloßen und hat die Stadtverwaltung sich noch immer nicht darüber entschieden, doch soll Anfang April in der Stadtverordnetenversammlung noch einmal darüber verhandelt werden. Wir erfahren aus bester Quelle, daß die finanzielle Fundierung des geplanten Unternehmens gesichert ist, und daß es nur an dem Entgegenkommen der Stadtverwaltung liegt, für das Abtreten des Straßenstücks der Firma nur die Selbstkosten zu erstatten, die allein sie fordert, ob das riesige Projekt zustande kommt oder nicht.

CK. Das Duell als Schauspiel.

Von dem Duell zwischen den Generalen Fod und Smirnow, das am Mittwoch in Petersburg ausgefochten wurde, werden einige Einzelheiten bekannt, die ein seltsames Licht auf die Art und Weise, in der die russische Gesellschaft den Zweikampf beurteilt. General Fod hatte sich bekanntlich durch die Zeugenaussage, die Smirnow im Stössel-Prozess abgegeben hatte und die Fod stark belastete und ihn als den bösen Geist Stössels hinstellte, beleidigt gefühlt und er sandte zwei Zeugen mit einem eigenhändigen Brief an Smirnow. Smirnow nahm die Herausforderung an unter der Voraussetzung, daß seine Vorgesetzten ihm die Genehmigung zum Austrag des Zweikampfes gewähren würden. Die Genehmigung wurde auch erteilt, aber die Zeugen gerieten nunmehr in schlimme Verlegenheit, denn bislang ist in Rußland das Duellwesen wenig verbreitet und die Herren waren mit den Formalitäten durchaus nicht vertraut. In ihrer Not wandten sie sich an einen alten Veteran aus dem Krimkrieg, den General Ritzew der ihnen mit den nötigen Hinweisen aus der Klemme half. General Fod als der Beleidigte wählte Pistolen, Distanz 15 Schritte und Feuerwechsel, bis das Blut geflossen wäre. Der Oberst des Leibgarderegiments stellte die Reifschule zur Verfügung. Der Gegner und die Stabsärzte des Regiments wurden angewiesen, zu dem bevorstehenden Zweikampf die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Eine Anzahl Herren vom Offizierkorps und vor allem eine Anzahl Damen der Gesellschaft wollten um keinen Preis das Schauspiel verlassen, und kurz vor zehn Uhr erschienen sie in der Reifschule, wurden auch eingelassen und nahmen die Plätze ein, die ihnen einen guten Ueberblick über die Ereignisse verzeihen. Um zehn Uhr erschienen dann die beiden Duellanten und ohne sich zu grüßen, nahmen sie, bleich und den Ausdruck grimmiger Entschlossenheit in den Gesichtern, jeder seinen Revolver in der Hand, einander gegenüber aufzustellen. Auf das gegebene Zeichen feuerte Fod, unmittelbar darauf Smirnow und der Widerhall beider Schüsse mischte sich in der Halle. Aber nun entpann sich ein regelrechtes Feuergefecht, die Gegner schossen mit wachsender Schnelligkeit einer nach dem andern, und erst als nach dem siebenten Schusse General Smirnow stöhnend zur Erde sank, ertönte das Halt der Sekundanten. Die Wunde scheint zwar schwer, aber nicht unmittelbar lebensgefährlich zu sein; der Versuch, die Kugel zu entfernen, wird erst nach einer Untersuchung mittels Röntgenstrahlen stattfinden. Nach dem Zweikampf verließ das Publikum im lebhaften Gespräch die Halle und die Erregung steigerte sich, als man hörte, daß infolge dieses Ausganges der General Gorbostoff nun auch seinerseits den General Fod gefordert habe, sobald man wahrscheinlich in den nächsten Tagen das Schauspiel eines Zweikampfes zum zweiten Mal wird genießen werden können.

und wenn es Ihnen dann recht ist, so wollen wir ein wenig plaudern von Ihrer Angelegenheit!“

Der alte wadere Edelmann ließ sich diese freundliche Aufforderung nicht zweimal fagen. Er griff sogleich herzhafte zu und namentlich das Gericht Fasan mündete ihm ganz vortrefflich. Als er abgetastet hatte, setzte er noch ein paar Gläser guten Weines auf die Wahlzeit und begann sodann mit seinem freundlichen Wirt und früheren Kriegskumpen ein herzliches Gespräch, welches in seinen Folgen für ihn von großer Wichtigkeit werden sollte.

„Es ist doch wahrlich eine Schande und ein Elend,“ sagte Cavois kopfschüttelnd, „daß ein tapferer Offizier, wie Sie, von Sr. Majestät so gänzlich vernachlässigt wird!“

„Du hast recht, Cavois!“ rief der Marquis emphatisch. „Das wahre Verdienst wird nirgendwo weniger geachtet als in Versailles. Doch gebe ich die Hoffnung noch nicht auf. Beim großen Ronde, ich will neue Transcheen eröffnen gegen das Finanzministerium! Das letzte Mal schrieb ich drei Bogen voll, jetzt will ich sechs Bogen vollschreiben. Mordieu, meine Gesuche sollen fortan wie Damoklesbittschriften über der Existenz dieses schädigen Finanzministeriums und des ebenso schädigen Oberjägermeisters schweben!“

„Aber wenn Ihnen nun das alles nichts hilft, Herr Marquis?“

„So werde ich wenigstens das Vergnügen und die Befriedigung haben, daß ich die Herren gewaltig ärgere. Und das würde noch in der Todesstunde für mich ein süßer Trost sein. Deshalb will ich in meinen Bestrebungen fortfahren bis zum letzten Atemzug!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Franzosen als Raucher.

Aus Paris wird berichtet: Nach der soeben veröffentlichten amtlichen Statistik hat das Tabakmonopol im letzten Jahre einen Ertrag von 377 Millionen Frs. ergeben, was eine Zunahme von 6 Millionen gegenüber dem Vorjahre bedeutete. Es wurden 2 1/2 Millionen Kilo Zigarren verkauft, fast ebenso viel Zigaretten und 28 1/2 Millionen feingeschnittener Rauchtobak — im ganzen also 33 1/2 Millionen Kilo Tabak geraucht. Die Schnupfer haben fast 5 Millionen Kilo Schnupftabak verbraucht, woraus hervorgeht, daß die Sitte des Schnupfens doch noch viel verbreiteter ist, als im allgemeinen angenommen wird. Schließlich haben die Freunde des „Priemchen“ etwas mehr als eine Million Kilo Rauchtobak verbraucht — auch eine überraschende Zahl. Vor allem aber erfreut sich die Zigarette der Bevorzugung durch die Tabakfreunde, und zwar in immer steigendem Maße. Der Zigarettenverkauf ergab im Jahre 1872 kaum eine Million Frs., er erreichte im Jahre 1882 17 Millionen und blieb dann einige Jahre auf derselben Höhe; im letzten Jahre aber brachte er nicht weniger als 72 Millionen. Ebenso wurde seit drei Jahren eine merkwürdige Zunahme im Verkauf des Schnupftabaks festgestellt; dagegen weisen die Zigarren, besonders die billigen, der Rauchtobak und der Rauchtobak eine leichte Abnahme auf. Der durchschnittliche Verbrauch von Tabak hat sich in Frankreich im vorigen Jahre genau auf ein Kilogramm pro Kopf gestellt, 122 Gramm kommen auf den Schnupftabak und 872 auf den Rauch- und Rauchtobak. Im ganzen wurden in Frankreich für den Tabakgenuß fast 1/2 Milliarde Frs., genau 493 457 099 Frs., d. h. 12,66 Frs. auf den Kopf der Bevölkerung verbraucht. Von dieser Summe erhält der Staat 92 %, 11,66 Frs. pro Kopf. Angesichts dieses todschönen Gewinns fragt ein Blatt mit einigem Recht, ob es nicht dem Staate möglich wäre, die Qualität seiner Erzeugnisse etwas zu verbessern.

Das Pferd im Pariser Verkehr.

Man schreibt aus Paris: Der Untergang des Pferdes als Verkehrsmittel steht bevor. Soeben ist eine Statistik veröffentlicht worden, aus der zu entnehmen ist, daß der Gebrauch des Wagenpferdes im Laufe der letzten zehn Jahre in Paris um zehn Prozent abgenommen hat. 1897 waren in Paris 92 026 Pferde angemeldet, 1907 nur noch 83 458. Diese Abnahme verteilt sich aber nicht gleichmäßig auf die Viertel der Stadt. In den vornehmen Champs-Elysees waren 1897 4473 Pferde beschäftigt, 1907 nur noch 2878, also 1595 weniger; ähnlich steht es mit der „Pferdefaune“ im gleichfalls eleganten Viertel des Parc Monceau. Die Omnibusse haben ihr vierfüßiges Material von 15 000 auf kaum 11 000 herabgesetzt, und diese Zahlen stammen noch aus der Zeit vor der Einführung der Automobil-Omnibusse her. Bei den Droßkäten wird der Abstand jährlich größer und die Qualität der Pferde geringer. Man könnte beim Anblick der elend ausgehungerten und schlecht gepflegten Tiere, denen man an schwachen Abzeichen noch ansieht, daß sie bessere Tage gekannt haben, glauben, ihre Fenster hätten nur noch Interesse für die gefährlichen Konkurrenten, — die an ihnen vorüberfahrenden, schnaufenden Autos, denen ihre halb neidischen, halb wütenden Blicke folgen.

Was eine Reise der amerikanischen Flotte kostet.

Seit den Dezemberfesttagen von Hampton Roads, als die amerikanische Schlachtflotte ihre große Reise nach San Franzisko antrat, hat sie bis jetzt 13 000 englische Meilen zurückgelegt und nur 1000 Meilen trennen sie noch von dem ursprünglichen Ziel ihrer Fahrt. Seitdem ist der Plan erweitert worden und zu den 14 000 Meilen treten nunmehr noch die 6000 Meilen Westküste nach Hawaii und den Philippinen. Die Flotte wird dann Australien besuchen, in Japan anlaufen und durch den Suez-Kanal in das Mitteländische Meer fahren, um die Rückfahrt nach der amerikanischen Ostküste anzutreten, sodaß sie insgesamt eine Strecke von nicht weniger als 46 000 engl. Meilen zurücklegen haben wird. In London rechnet man darauf, daß die Amerikaner außer Gibraltar, wo die Vorzüge für die Lieferung neuer Kohlenvorräte bereits getroffen ist, auch einen zweiten britischen Hafen anlaufen wird, und zwar glaubt man, das Portsmouth gewählt wird. Die Flotte, die diese Weltreise unternimmt, besteht bekanntlich aus 16 Schlachtschiffen und 6 Zerstörern, die insgesamt eine Besatzung von 12 865 Menschen mit sich führen. Die Schiffe repräsentieren einen Wert von rund 400 Millionen Mark und allein für die Reise von Hampton Roads nach San Franzisko berechnet man den Kohlenverbrauch auf 1 200 000 M. Die Vollendung der Reise wird die Ausgaben für Kohlen annähernd auf 3 Millionen M. erhöhen und die Gesamtkosten, die ursprünglich auf rund 10 Millionen M. geschätzt wurden, werden zweifellos die ansehnliche Summe von 20 Millionen übersteigen.

Merlei.

Auf einen Gefängnisposten geschossen. Auf den Militärposten am Landesgefängnis in Freiburg im Breisgau wurden nachts — wahrscheinlich von früheren Gefangenen — sechs Schüsse abgegeben. Der Posten blieb unverletzt, die Täter entkamen.

Ein englischer Aristokrat als Entführer seiner Tochter. Der honorable James Gully, Sohn des früheren Präsidenten des Unterhauses Gully, des jetzigen Viscomte Selby, wurde vom Obersten Vormundschaftsgericht, zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Gully hatte seine elfjährige Tochter der von ihm geschiedenen Frau entführt und war mit dem Kinde und einer Geliebten auf dem Kontinent von Stadt zu Stadt gereist, bis man seinen Aufenthalt ermittelte und das Kind der Mutter wieder zustellte. Wegen dieses Vergehens gegen das Vormundschaftsgericht wurde Gully zu der erwähnten Strafe verurteilt unter Anrechnung der verübten Haft.

Am 1. Januar 1898 veröffentlichte, wird die eines Mannes verurteilt, der sein Haus vermieten muß, der Wohnung, die Quodier 1894 veröffentlichte, wird die

[illegible]

Die Handschrift.

Ben E. W. Standolph-Bidfield

Er überlebte in der Zeit von 1870 bis 1872, die noch keine großen Veränderungen an der Lage von einem Schilling betragen hatten. Man hatten sich einige Salomaten erfolgreich bemüht, seine großartige Sammelkammer in einflussreichere, so sollte er viele und schon zu seinem Danken, der sie in diesem Gewand hielt, und dann war es einem Schilling gelungen, eine große Summe mit der gleichen Unterstützung des Landes einzufahren, als er sich und schon einige und seinen Planungszeit beendete, doch für die Zukunft jede Nachforschung ausgeschlossen blieb.

Es ward vorgetragen eine Schrift, welche, demnach als
gelesen, daß er trotz seiner Verfolgungswunden seinen ehe-
lichen Ehegatten der erkrankenden Gemahlin zum, die
sich mit der kindlichen Ängstlichkeit bedrückt, und
auf dem Boden, auf dem er sich verlor, habe, müßte
er getragenen werden, wenn nicht die ganze höhere Kirche
bei dieser die Selbstverleugern und die Abhängigkeit
niederer, furchtsamen Menschen verlieren sollte.
Sich einem Apophthegma, daß Gott dem, der seinem
ehelichen Sinn, einen Brief vor sich, der das göttliche
sehen gebietet habe. Es war von Urtice Marston, Fe-
ner Stuart, und lautele gegenwärtig.

„Etwas! Im letzten Augenblicke haben wir unsere glückselige Welt zu nützen verstanden. Wenn Du dich hast, dann noch keine nachmittags noch einmal zu uns. Guck und Auf — Deine Gattin.“

„Gottverdammt noch dazwischen auf seine Perle. Aber bei den Dingen habe er vielleicht noch ihr genommen weil sie mit ihren Eltern noch kleine Gattin wollte. Gerechtigkeit, sie zu sehen zu werden, zu helfen, zu geben lassen. Aber die Gott Gattin für die Gattin, seiner liebsten sein Gattin erachtet hat, noch einmal, die Gattin des einmal bestimmten Heilens des noch nicht.“

Eine Stunde später besaß Gott Edwin einen kleinen Raum und nur noch Gott Gattin's Gattin in der Gattin's Gattin. Die Gattin der Gattin, die Gattin's Gattin und Gattin der Gattin, fragte er bei Gattin's Gattin empfängt?“

„Gott, der ihm Gattin.“

Der Mann verheiratet sich heimlich, ohne die kaiserliche Zustimmung zu erlangen, und heimlich auch noch zu tug vor ihrer Herrliche einen andern Schwarm genommen hatten. Dann folgte er dem Schicksal der andern, weil in den Thronen im Winterland der Kaiserin, ohne die kaiserliche Zustimmung zu erlangen, Schweigend wie vorhin sich ihn der Bediente ein

„Was! Entzückten Sie mein Glanzstück, und das aber erst heute morgen einen Brief von Sie zu erhalten, worin Sie mich für den Schmiedling bezeichnen. Müßig ich annehmen, daß die Post die Ablieferung verzögert hat und ich den Herrn gefehlt habe, denn Gorb Martijon dieses Gaus vernichtet hat.“

[illegible][illegible]

„Ich bin nun, da ich hier bin, was werden Sie mit mir anfangen, angenommen? Sie können tun, was Ihnen beliebt,“ begann er nach einer Pause.

„Wollen Sie das wirklich erfahren?“ fragte sie.

[illegible]

Die Schrift war kurz und einfach, damit, daß der Zö-
nig nicht zu hoch finge,
"Da sage ich ja schon in der Schrift," murren die
Bauern, als er wieder zum Schmiedemännlein kam. Der
Herr sah er sich um in dem hübschen kleinen
Haus, das man davon, wenn man sich in die Zö-
nig